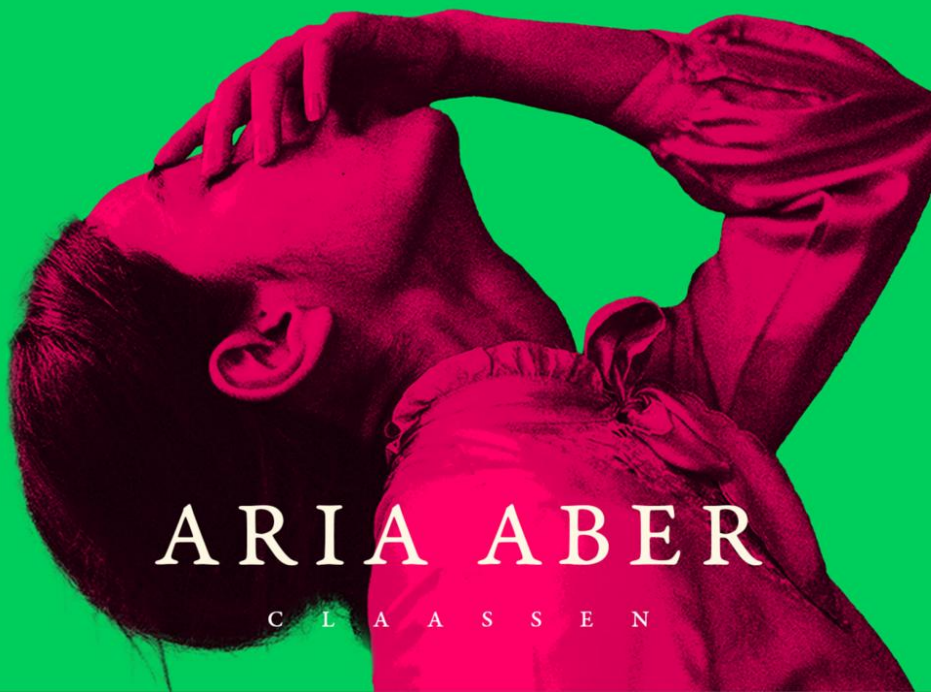


»Ein Roman von abgründiger Schönheit. Voller Leben und Sehnsucht,  
ohne Angst, dem Schrecken der Welt ins Auge zu blicken«

FATMA AYDEMIR

# GOOD GIRL

ROMAN



ARIA ABER

C L A A S S E N

Aria Aber  
*Good Girl*

Bitte beachten Sie die  
Sperrfrist für Rezensionen  
bis zum 27. Februar 2025.  
Vielen Dank!



Aria Aber

# **GOOD GIRL**

Roman

**CLAASSEN**

#### **Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)

Die Originalausgabe erschien 2025  
unter dem Titel *Good Girl* bei Hogarth.

Das Zitat auf Seite 182 stammt aus Michel Houellebecqs Roman  
*Plattform*, aus dem Französischen von Uli Wittmann,  
DuMont Verlag, Köln 2002, S. 28.

Das Zitat auf Seite 259 stammt aus Roland Barthes'  
*Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie*,  
aus dem Französischen von Dietrich Leube, Suhrkamp Verlag,  
Frankfurt am Main 1989.

Das Zitat auf Seite 368 stammt aus Theodor W. Adornos  
*Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*.  
Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1969.



claassen ist ein Verlag  
der Ullstein Buchverlage GmbH  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

ISBN 978-3-546-10096-0

© 2025 by Aria Aber

All rights reserved

© 2025 der deutschen Ausgabe: Ullstein Buchverlage GmbH,  
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin  
Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und  
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an  
[produktsicherheit@ullstein.de](mailto:produktsicherheit@ullstein.de)

Gesetzt aus Aldus nova Pro

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck- und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

# TEIL I



## EINS

Die Zugfahrt zurück nach Berlin dauerte sieben Stunden, und das nasse Handtuch in meinem Koffer durchweichte die Seiten meiner Lieblingsbücher. Ich nahm die S-Bahn und dann die U-Bahn bis zur Lipschitzallee. Ich lief am Discounter vorbei, an der alten Apotheke und der Qurbani-Bäckerei, vor deren Tür sich die rote Ladenkatze reckte. *Hallo, Spinne*, sagte ich in Richtung der kaputten Glühbirne im Aufzug. Das Licht flackerte, was das kleine Hakenkreuz-Graffiti außerirdisch erscheinen ließ, und ein intimer Geruch stieg mir in die Nase: Urin in Verbindung mit Asche. Mein Schlüssel drehte sich im Schloss. Ich zog die Schuhe aus. Niemand war zu Hause. Unsere Katze miaute nach Futter, ihr Fell stand aufrecht, als schwebte es in der Luft. Mein Zimmer war genau das, was es all die Jahre gewesen war: die altrosa Bettwäsche, eine erdrückende Kiste mit einem kleinen Fenster. Das Goethe-Zitat, das ich in goldenen Buchstaben an die Wand über meinem Schreibtisch gemalt hatte. Die Decke schien niedriger als zuvor. Ich wischte die Küchentheke ab, betrat das Schlafzimmer meiner Eltern, öffnete den Schrank und zog das Kaschmirkleid meiner Mutter heraus. Vielleicht weinte ich, vielleicht auch nicht. Was ich tat, war, im Bett zu liegen und zu schlafen, bis es dämmerte, und mein Gesicht mit ihrem Kleid zu bedecken.



Es ist über ein Jahrzehnt her, aber in meiner Erinnerung ist jener Sommertag so klar, als wäre es gestern gewesen. Ich war achtzehn, als ich vom Internat zurückgekehrt war, und meine Empfänglichkeit für Melancholisches war noch stärker als erwartet. Meine Cousins und Cousinen nannten mich präventiös. Die arabischen Jungs, die vor der Shishabar abhingen, machten sich über mich lustig. *Du hast dich verändert*, sagten sie und meinten damit meinen relativen Mangel an Umgangssprache und meine neue Leidenschaft für Eyeliner.

Damals wollte ich noch Fotografin werden, und eine kleine Olympus Point-and-Shoot hüpfte in meinem Rucksack herum. Die Ränder Berlins florierten mit modrigem Müll, Ameisen krochen aus den Steckdosen ins Wohnzimmer, eine kleine Straße von ihnen führte die Wand hoch und wieder raus aus dem Fenster. Egal wie viel Gift wir in die Steckdosen sprühten oder wie fest wir sie zuklebten – sie kamen immer wieder zurück. Und obwohl es Prognosen darüber gab, dass sie bald ausgestorben sein würden, waren auch die Bienen überall. Sie surrten über den überquellenden Mülltonnen der Stadt oder schlummerten auf Cafétischen, wo sie sich an Zuckerkrümeln bedienten oder nahezu bewusstlos neben Kirschmarmeladengläsern lagen. Ich bürstete mir den Dreck aus den Haaren und wusch ihn aus dem Gesicht, und alles, was ich hören konnte, war das Geheule der Sirenen über dem fieberhaften Gesang der Vögel, die sogar mitten in der Nacht zwitscherten und zwitscherten und zwitscherten.

Im August schrieb ich mich für Philosophie und Kunstgeschichte an der Humboldt-Uni ein – nicht, weil ich unbedingt studieren wollte, sondern wegen des Se-

mestertickets. Und so tauchte ich in die glitzernde, zerstörerische Unterwelt Berlins ein, wobei meine Einsamkeit nur dann gelindert wurde, wenn ich nachts feiern ging und mich anschließend in eine WG mit tätowierten Männern und Frauen verirrte, die unter einem gerahmten Foto von Ulrike Meinhof Poppers ballerten und über die Offensive 77 diskutierten. Dann ging ich nach Hause, meine Nase blutete, meine Haare rochen nach Zigarettenrauch, jedes Mal konfrontiert mit der Enttäuschung meines Vaters und dem konstant kritischen Blick meiner Großmutter. Man hatte mich aus dem sozial schwachen Viertel der Hoffnungslosigkeit herausgeholt und auf eine der besten Schulen des Landes geschickt, und dennoch war ich hier, meine Mutter war tot, bald würde die Stadt wieder mit Schnee bedeckt sein, und ich wurde von dem Drang zerfressen, mein Leben zu ruinieren.

Der Herbst war kurz und schwül, und eines Nachts war es plötzlich Winter. In den Nachrichten analysierten alte Männer mit perlweißen Zähnen und junge blonde Moderatorinnen die Finanzkrise, überschlugen die Arbeitslosenzahlen, berichteten über den verstopften Eurotunnel, vom Schnee auf einer norditalienischen Basilika, und regelmäßig wurde ein verschwundenes Mädchen gesucht, ein Araber für Terrorismus inhaftiert, ein Asylanheim in Brand gesetzt. In Berlin bildeten sich Eisblumen auf den Farbglasfenstern der Kathedralen, und ich trug fast immer eine rote Mütze und einen schwarzen Mantel, wenn ich durch die winterlichen Straßen ins Hot Jazz Café lief, ein Lokal mit roten Wänden und alten Ledersitzen, das ein längst vergangenes Jahrzehnt zu imitieren versuchte. Ich servierte den alten deutschen

Pärchen Tee und Kuchen, und manchmal stand ich so dicht neben ihnen, dass ich ihr Shampoo oder das Salz auf ihrer Haut riechen konnte, und mir stellten sich vor lauter Verlangen die Nackenhaare auf. Um die Zeit totzuschlagen, stellte ich mir vor, von den Männern angefasst zu werden, während ihre Frauen uns dabei zusahen. Aber die Männer ignorierten mich und fragten höchstens, wenn ich mich über die Tische beugte, um ihre Burger zu servieren, an welchen Gott ich glaubte. Wie alt ich war. Woher ich kam. Und wenn dann doch einer meinen Ohring streichelte oder mir im Vorübergehen an den Hintern fasste, durchflutete Ekel meinen Körper.

Ich beendete meine Schicht und machte mich auf den Weg zum berühmtesten Club der Stadt. Der Wind schlug mir ins Gesicht, ich schleppte mich mühsam, zwischen den asketischen Gebäuden auf der Straße der Pariser Kommune war ich ein winziger Punkt, ein Nichts. Der Geist des Ostens flackerte noch in diesen Straßen, Leuchtsterne in den Fenstern, Schatten zwischen den schneebedeckten Rissen und Spalten. Jetzt lebten fast nur noch Ausländer in den Plattenbauten, Leute, die ausahen wie ich und sich in Jogginghosen in den Vorhöfen versammelten, um Kette zu rauchen und über Spielhallen zu labern. Hochhäuser und Platten waren überall gleich. Ich hasste sie, ich hasste jeden, der das gleiche Schicksal erlitt wie ich. Als ich an einer Gruppe marokkanischer Männer vorbeilief, vermied ich den Augenkontakt. Aber sobald sie gemerkt hatten, dass ich niemandes kleine Schwester war, piffen sie. Sie piffen und riefen mir erniedrigende Worte hinterher, denn die Philosophen liegen falsch, und der Sinn des Lebens besteht nicht darin,

dass es endet, sondern darin, dass dein einziger Job auf Erden ist, jeden so unglücklich zu machen wie dein eigenes trauriges Ich.

In der Kälte konnte ich meine Augen kaum offen halten, und die Schlange vor dem Club war endlos. Vor mir standen zwei Spanier in teuren Klamotten: schwarzes Leder, dunkle Plateaustiefel. Sie kamen aus einer anderen Welt, aber dennoch mischte ich mich, entweder aus Naivität oder Langeweile, in ihr Gespräch über die Cellulite von Kate Moss ein, bis sie mir eine ihrer blauen Nike-Ecstasy-Pillen für 6 Euro verkauften. Die blauen Nikes waren im Sommer aufgetaucht und enthielten laut der Safe-Consuming-Webseite meiner Wahl 183 Milligramm MDMA und wahrscheinlich zusätzlich 2C-B – das war die Garantie, dass sie zehn, mit etwas Glück fünfzehn Stunden scheppern würden. Ich biss nur ein Viertel ab, spülte es mit einem Schluck aus ihrem Flachmann runter und behielt den Rest für später. Die Spanier wurden an der Tür abgewiesen, und ich rief ihnen ein *Dankeschön* hinterher; dann war ich an der Reihe.

Die Gatekeeper des Technos waren unberechenbare Despoten. Groß und monumental wie Zyklopen, mit tätowierten Gesichtern, hatten die meisten von ihnen auch andere Leben, in denen sie Kunst- und Literaturschaffende waren, aber trotz ihrer intellektuellen Neugierde mochten sie es, im Schnee zu stehen, um auf Basis von Prestige und Exklusivität Macht auszuüben. Obwohl ich seit meinem 16. Geburtstag hier feierte, wurde ich schon mehrere Male abgewiesen. Jeder Versuch war ein Risiko. Heute Nacht trug ich einen billigen großen Falschpelz-

mantel und roch nach Pizza und Popcorn, aber ich war ein Mädchen, also lächelte ich so blöd, wie ich konnte.

»Bist du allein hier?«, fragten sie und tauschten einen suggestiven Blick aus.

»Was glaubt ihr?«

»Sei vorsichtig da drinnen, Püppchen.« Sie winkten mich herein. Als Mädchen kommt man fast überall rein, auch wenn man nicht immer wieder rauskommt.

Der Bunker war ein Schock aus Stahl und Beton, Glas und Ketten und achtzehn Meter hohen Decken. Eine Mauer aus schwüler Luft und gedämpftem Techno schlug mir entgegen, und innerhalb einer Minute war ich komplett verschwitzt, aber es war dunkel, und die Dunkelheit war eine der Autoritäten, denen ich mich fügte. Die Musik schien aus einem Ort tief in der Erde zu kommen, als würde sie aus dem Erdkern heraus pulsieren – so harter Techno mit Drums hatte seine eigene Logik, aber 138 BPM ergeben einfach keinen Sinn, außer man zermatschte seine Nervenbahnen zu einem prähistorischen Brei, weswegen ich auf ein schnelles High hoffte. Ich schmiss meine Jacke in die Ecke und kletterte die Treppe hoch zur Tanzfläche, jeder Schritt unter mir vibrierte zu dem vertrauten Bass. Meine Beine funktionierten noch, auch wenn sie schon zitterten; sanfte, sanfte Tiefen, wie die Seekrankheit. Ich drängte mich durch eine Gruppe von Wannabe-Goth-Models, Babes in klobigen weißen Sneakern und ausgehungerte, androgyne Trendsetter in Netz und Leder. Ich nahm die Wärme ihrer Körper wahr; sie rochen nach Patschuli. Fotos und Spiegel waren in den Clubs, in die ich ging, verboten, was meine Sehnsucht nach Repräsentation kurzzeitig verdrängte. Aber

dennoch nahm ich den Raum in Bildern in mich auf: Das erste Mal, als ich hierhergekommen war, hatte ich einen Mann in einem Safarihut gesehen, der sich die Zähne putzte.

»Zahnbürste?«, fragte ich ihn damals.

»Klar«, sagte er. »Ich bin schon seit drei Tagen hier.« Ich sah ihn fast jedes Mal.

»Nice Ponytail«, flüsterte mir jetzt ein schwarzer Mann mit einem Hundehalsband um den Hals zu. Er sprach American English und trug rote Kontaktlinsen, und als er lächelte, blitzten goldfarbene Grills auf.

Der Club hieß nicht wirklich Bunker, aber ich werde ihn jetzt so nennen, denn so erlebten wir ihn damals, als Zuflucht vor dem Krieg unseres Alltags, ein Gebäude, in dem die Historie dieser Stadt, dieses Landes unter unseren Füßen korrodierte, während unsere Körper wie Maschinen frei herumlaufen und träumen konnten. Ein Ort wie der Bunker zog eine eklektische Mischung an Gestalten an, und ich mochte sie alle. Aber am meisten gefielen mir die merkwürdigen glatzköpfigen Männer, deren politische Präferenzen, Kontostände und sexuelle Neigungen ich nicht einordnen konnte. Sie kamen aus Detroit oder Freiburg oder Dublin, sie sprachen von Rilke und teilten während des Sonnenaufgangs ihre letzten Krümel Amphetamine mit dir. Ihre Augen waren groß und voller Geheimnisse und am Ende der Nacht immer etwas wässrig. Sie waren die Ersten, die kamen, und die Letzten, die gingen. Sie waren immer da, sie waren diejenigen, die die Darkrooms tatsächlich benutzten. Man konnte an ihren ledrigen Gesichtern ablesen, dass sie Professionelle im Techno-Business waren; sie wussten,

wie man ein Doppelleben im Schatten der Stadt führte, weil ihnen egal war, was andere dachten. Für sie gab es kein Publikum, keine Performance: Nein, dies war nichts als ihr Leben. Und doch legte sich auf ihre Fahrlässigkeit eine Schicht von Zärtlichkeit. Sie hatten mit dem Feiern begonnen, bevor ich geboren war, bevor die Mauer gefallen war. Am wichtigsten aber war, dass sie einen nie verurteilten, egal wie sehr man sich zum Affen machte.

Keiner meiner Freunde war da. Nicht, dass ich viele hatte. Ich hatte mich von Felix, meinem ersten Freund, getrennt, sobald ich wieder zurück in Berlin angekommen war, weil ich eigentlich gar keinen Freund haben durfte, und außerdem war er schlecht im Bett. Und Melanie lebte mittlerweile in London, wo sie Textildesign studierte. Es blieben noch Anna und Romy, die ich wie die anderen auch schon seit der Schulzeit kannte und die für das Studium nach Berlin gezogen waren. In letzter Zeit sagten sie mir ständig, dass ich mal runterkommen sollte, sie konnten das beschleunigte Gefühl in meinem Brustkorb, dieses Rennfahrzeug meines Herzens, nicht verstehen. Anna hatte versprochen, in den Bunker zu kommen, aber laut ihrer SMS brauchte sie noch eine Stunde. Sie war im Tresor. Also zog ich in einer Toilettenkabine mit einem wasserstoffblonden Mädchen, das ich danach sicherlich nie wiedersehen würde, eine kleine Line Speed und ging zum oberen Floor, wo der House-Beat mit Synthesizern und Soul-Samples schlitterte. Ich stand an der Bar rum und hoffte, dass meine Einsamkeit nichts von meiner Unsicherheit verriet. Ich spielte mit einer Haarsträhne und versuchte, arrogant und unnahbar auszusehen.

Bevor ich ihn sah, nahm ich seinen Geruch wahr, rosa Pfeffer und Rauch. Er hatte sich neben mich gestellt, Marlowe Woods, 183 Zentimeter groß, abgerockte Lederjacke. Normalerweise mochte ich meine Männer blond und streng oder so dunkel wie Teer, aber Marlowe war weder das eine noch das andere, sondern irgendwo genau in der Mitte, mit einem markanten Kiefer, einem Grübchen im Kinn und mit der Nase eines Kaisers. Das verschwitzte Haar fiel ihm in fast mädchenhaften Wellen bis zum Kinn. Ich versuchte, die Contenance zu wahren, als er mir eine Hand auf die Schulter legte, obwohl mir vor Aufregung fast übel wurde, so attraktiv fand ich ihn. Er kaute Kaugummi, und ich bemerkte ein kleines Tattoo einer Spinne, das auf seinem Hals pulsierte. Er stand mit dem Rücken zum Barkeeper, die Ellbogen auf die Theke gestützt. Mit einem verschmitzten Lächeln schaute er mich von der Seite an.

»Hey, ich bin Marlowe.«

Jeder kannte ihn. Er war der amerikanische Schriftsteller, der immer Drogen dabei hatte. Mit Anfang zwanzig hatte er ein Buch veröffentlicht, das in ein paar Sprachen übersetzt worden war. Vor langer Zeit hatte ich ein Foto von ihm in einem Zeitungsartikel über Berliner Künstler gesehen. Obwohl ich mich heute nicht mehr an die Details des Artikels erinnern kann, habe ich niemals sein Gesicht auf dem glamourösen Foto vergessen: windzerzaust und ernst, eine Zigarette zwischen den Lippen. Das Bild hatte einen merkwürdigen Einfluss auf mich; seine blauen Augen schienen durch das Papier zu brennen. Ich war ihm auch schon mal über den Weg gelaufen, in einem Club an der Spree, wo die Sonne die Tanzfläche in eine Wunde des Lichts verwandelte und der Sound tra-



ditionell glücklicher war als hier. Natürlich hatte er mich damals nicht bemerkt. Er war ein Prinz, der durch Räume schwebte, als würden sie ihm gehören, immer umgeben von einer großen Gruppe, darunter seine blonde Freundin, die in meiner Erinnerung ein Sonic-Youth-T-Shirt trug.

»Ich bin Nila«, sagte ich, als ich seine feuchte Hand schüttelte, eine überraschend offizielle Geste.

»Du hast das hier verloren.« Er streckte seine Hand aus, und im Blitzlicht sah ich ein kleines graues Feuerzeug.

»Ist nicht meins.«

»Doch, ist dir wahrscheinlich aus der Tasche gefallen.« Ich schüttelte den Kopf, und er lachte, und das Lachen offenbarte eine Zahnücke und Grübchen in seinen Wangen. »Ich finde, du solltest es behalten.« Sein Atem war warm an meinem Nacken. Er steckte das Feuerzeug in meinen Jutebeutel, und da war dieses Gefühl eines Nadelstichs in meinem Herzen.

»Okay«, sagte ich, nicht imstande, seinen Blick zu erwidern. »Hast du vielleicht etwas Speed?«

»Kann ich dir erst einen Drink kaufen?«

Zwanzig Minuten später presste er mich fest gegen die Wand der Toilettenkabine, alles klebte vor Schweiß und Dreck. Er drückte seine Zigarette neben meinem Gesicht aus, und ich glaubte, den Geruch verbrennender Haare wahrzunehmen.

»Sorry, es ist einfach so eng hier«, sagte er. Inmitten der Sticker und Tags betrachtete ich ihn: grünes Shirt mit V-Ausschnitt, eine goldene Kette mit einer Münze, die das Licht reflektierte. Das war er also, der glamou-

röse Mann aus dem Magazin. Grinsend blies er mir ins Gesicht, und ich rechnete aus, wie weit ich für eine Line gehen würde, aber als er den zusammengefalteten Flyer mit Speed aus seiner Hosentasche herausholte, fragte er mich nur, woher ich komme.

»Berlin«, sagte ich, was der Wahrheit entsprach. Aber er tat dieses schreckliche Ding, wovor ich mich immer fürchtete, er fragte noch mal nach, er fragte, woher ich wirklich komme, und weil mein Kopf eine durcheinandergeratene Schaltzentrale von Serotoninströmen war und mein Kiefer raste wie ein Karussellpferd oder weil ich sogar hier Angst hatte, sagte ich: *Meine Eltern kommen aus Griechenland*, was eine Lüge war, sich aber nach einer angemessenen Erklärung für mein dunkles und südländisches Gesicht und meine unordentlichen Locken anhörte. Manchmal sagte ich, dass ich aus Kolumbien kam; manchmal stammte ich aus Spanien oder Israel. Ich wollte nicht darüber sprechen, was meine Eltern aus Kabul hierhergebracht hatte, oder ihm sagen, dass er wahrscheinlich meinem Onkel in einem Taxi begegnet war und Mitleid verspürt hatte für diesen Mann, der gebrochen war von all den Dingen, die er hatte zurücklassen müssen. Oder dass ich nicht einmal hier sein durfte, dass mein Hiersein ein großes hässliches Geheimnis war. Hier hatte die Wahrheit keinen Platz. Und außerdem war es in neun von zehn Fällen leichter zu lügen, als dabei zuzusehen, wie Mitleid das Gesicht deines Gegenübers verzerrt. Ich wollte kein Mitleid. Er schien neugierig.

»Griechenland«, wiederholte er. Interessant. Das Pep war nass und stark, und als ich die Bahn zog, befreite das brennende Gefühl meine Nasennebenhöhlen, und ich vergaß den leichten Riss der Lüge.

»Das hier ist alles nur Recherche für mich.« Ich schniefte, und er lachte. Es war so einfach, Männer zum Lachen zu bringen. Es war die einfachste Sache auf Erden. »Ich schreibe einen Essay darüber für die Uni.«

»Ich bin Ami, ich würde alles glauben«, sagte er mit diesem sanften Lullen in der Stimme.

»Ich weiß.«

»Na, dann muss ich wohl andere Fakten über mich finden, um dich zu überraschen.«

»Warum ist dein Deutsch so gut?«, konterte ich.

»Weil ich... weil ich eine Freundin hatte. Und ich habe es in der Schule gelernt.«

»Wirklich? Du hast dein Schuldeutsch behalten?« Ich ignorierte den Part über die Freundin.

»Und meine Mutter war deutsch, wenn wir es genau nehmen.«

»Deine Mutter.« Ich versuchte zu verstehen, dass dieser Mann eine deutsche Mutter hatte – woher kam ihre Familie, was für eine Art Deutsche war sie?

»Jetzt bin ich dran. Warum ist dein Englisch so gut?«

»Internationales Gymnasium«, sagte ich und ließ ihn glauben, was er glauben wollte. Ich wusste, wonach sich das anhörte, nach Wohlstand. Als ich ihm seinen Flyer zurückgab, ließ ich einen Augenblick lang meine Hand auf seiner verweilen. Wir starrten uns an, elektrisiert vom Chaos des Moments. Ich nahm mir die quadratische Sonnenbrille von seinem Kopf und setzte sie auf; die roten Linsen waren verschmiert. Er berührte die hohle Mulde zwischen meinen Schlüsselbeinen, und ich schloss meine Augen, um dem Techno zu lauschen, der vom Dancefloor herüberschwappte, Gesprächsfetzen auf Spanisch und Deutsch aus den anliegenden Kabinen.

»Du bist wirklich schön«, sagte er. Ich fing an zu lachen und warf meinen Kopf in den Nacken, weil ich niemals schön gewesen war. Wegen meiner hohen Wangenknochen und meiner mandelförmigen Augen hatte ich eine markante, majestätische Aura, und ich war vielleicht jung, aber ich wusste, was Schönheit war. Ich hatte eine andere Qualität, etwas, das meine Mutter aus mir heraus schlagen wollte und mein Vater anspuckte. Was Männer lieben. Schönheit war eine tragische Tugend, die oft ausgenutzt wird, weil wir von ihr betrogen werden; aber ich strahlte etwas Dunkleres, Hässlicheres aus. Wie ein verzweifelter Drang nach dem Leben, wie eine Stimme, die sagt, ich würde alles tun.

»In Amerika bedanken wir uns für Komplimente«, sagte er und schnappte sich die Sonnenbrille von meiner Nase.

Ich lächelte. »Thank you, Sir.«

Small Talk, Geschrei an der Bar, deformierte Gesichter im Gang. Gelächter. Wir konnten einander durch die Musik hindurch nicht verstehen. Marlowes Hand auf meinem Rücken oder meiner Schulter, während er mir ins Ohr flüsterte, wie besonders Orte wie diese seien. Ich lächelte und nickte, weil Illusionen fragil sind und bewahrt werden müssen. Ich segelte hinter ihm her, und wir setzten uns auf eine der schäbigen Leder couches. Seine Finger trommelten auf meinem Knie. Ich schlürfte das geschmolzene Eis in meinem Mojito; der Zucker hinterließ einen Film auf meinen Zähnen. Ich sah seine Freundin nicht und musste nicht mehr nachdenken. Langsam zerrann die reale Welt, wie die Farben einer Erinnerung, die ich erfolgreich verdrängt hatte. Oder wie Tinte, die

in Kontakt mit Wasser gekommen war – sie war noch präsent, aber verschwommen. Ich konnte mich kaum an die Minusgrade oder an die bloße Existenz meines Handys erinnern. Endlich war da Anna: Ihr Gesicht schwebte über mir.

»Es ist Schnee«, kicherte sie. »Ich habe Schnee in meinen Haaren.«

»Wo warst du?« Ich küsste ihre Wange. Ich stellte ihr Marlowe vor, und sie zeigte auf die Leute, mit denen sie hergekommen war, von denen ich niemanden kannte. Sie hatte ein Puppengesicht, und während sie redete, war ihr Atem so sichtbar wie eine Wolke, und ich wollte sie in meinen Armen wiegen. War es sehr kalt? Ich liebte sie. Ich war endlich zu Hause. Marlowe kehrte zurück und sagte mir, ich solle meinen Mund öffnen. Er platzierte eine zerkrümelte Pille auf der Mitte meiner Zunge. Ohne einen weiteren Gedanken schluckte ich sie runter.

»Oh mein Gott«, sagte Anna. »Deine Pupillen, was sind das denn für Teller?« Dann war da dieses laute Geräusch, unglaublich laut, als würden tausend Feueralarme gleichzeitig in meinen Ohren klingeln.

»Komm, komm, wir müssen jetzt gehen.« Marlowe nahm nicht meine Hand, sondern mein Handgelenk – ich erinnere mich an diese ungewöhnliche Geste – und führte mich durch die finstere tanzende Masse, durch Leute, deren Gesichtsausdrücke in den Stroboskoplichtern glühten und dann verwelkten, Gesicht nach Gesicht wie eine Fotografie. Über die nächste Treppe hinunter, durch Gruppen von Männern in Leder und Frauen in strassbesetzten Kleidern, vorbei an den Zyklopen an der Tür, vorbei am Walk of Shame derjenigen, die nicht reingelassen wurden, durch die eisige Morgenkälte, in ein Auto, und

es dauerte eine Minute oder zehn, ich weiß es nicht mehr, aber was ich noch weiß, ist, dass keiner meiner Onkel das Taxi fuhr.

## ZWEI

Ich bin mir nicht sicher, ob es wirklich ein Feueralarm gewesen war oder ein Soundeffekt der Musik, wir sprachen nicht darüber. Im Taxi lachten wir, weil ich meinen Mantel vergessen hatte – meine Arme waren nackt, und ich fror, aber wir waren zu high, um über die Kälte nachzudenken, und er öffnete ein Fenster, sodass ein paar Schneeflocken ins Auto fielen, und ich sah zu, wie die Lichterketten auf den Bäumen mit dem Blau der Morgendämmerung verschmolzen. Es war November, der erste Sonntag, und die Stadt lag noch im Schlaf. Ich dachte über die Heiligkeit der Ruhetage nach, und als das Auto über die Warschauer Straße rollte, erfüllte mich eine unerwartete Dankbarkeit für deutsche Sonntage. Er zahlte für die Fahrt und legte mir seine Jacke über die Schultern, bevor wir aus dem Taxi stiegen. Ich stand einen Moment lang still vor dem Gebäude, ich zögerte. *Mein Leben wird sich verändern.* Dessen war ich mir auf einmal sicher, und die Vorahnung versteinerte mich.

»Kommst du?« Er hielt die blaue Tür auf.

»Ja.« Ich atmete ein und folgte ihm. Wir durchqueren den Innenhof, betraten das Hinterhaus, stiegen fünf Stockwerke hoch, und ich berührte die Wände, die Hunderte von Leuten vor mir schon angefasst hatten, lange vor dem Ersten Weltkrieg. Ich erkannte auf den ersten

Blick, dass seine Wohnung ein Widerstreit der Behauptungen war – es war nicht das Loft, von dem ich gehört hatte. Es war nicht mal wirklich die Wohnung eines Erwachsenen, und dennoch strahlte es die grobe Kultiviertheit aus, die ich von einem Ort erwartete, in dem jemand wie Edie Sedgwick leben würde. Es gab keinen Flur, die Tür führte direkt in den Wohnbereich. Hohe Decken, goldene Leuchtkörper und ein Couchtisch, von dem ich jetzt weiß, dass er aus Kirschholz bestand, aber damals nur vermutete, dass er teuer und selten war. Überall waren Klamotten verstreut; der Duft von kalter Asche und Räucherstäbchen lag in der Luft. Auf dem Boden stapelten sich Schallplatten, und wie in jeder Junggesellen-Wohnung im Umkreis von fünfzig Kilometern um Berlin gab es auch hier einen hohen Tisch mit zwei Audio-Technicas und einem Pioneer-Mischpult. Flaschen und Dosen bedeckten die Oberflächen, und an der Wand lehnte eine riesengroße Leinwand mit grauweißer Farbe. An den Fenstern hingen lange Leinenlaken, in einem pudrigen Blau, das das Licht tönte. In einem alten Teil meines Herzens erinnerte ich mich daran, dass ich in diesem Moment mit Anna im Bunker sein sollte. Aber das war nicht wichtig. Es waren Stunden wie diese, wenn sogar mein Name eine willkürliche Variable war und nichts meine Essenz eingrenzen oder definieren konnte. Ich hätte jeder sein und alles wollen können, und ich wollte bei ihm sein. Mein Viertel war wie weggesaugt. Friedrichshain, die Oberbaumbrücke, Kreuzberg hinter dem Wasser. Ich legte mich auf den Teppich, der mit Zigarettenbrandwunden übersät war, immer noch in seiner Jacke. Die S-Bahnen rüttelten auf der nahe gelegenen Brücke, der Boden vibrierte leicht.



»Ich wusste nicht, dass man sogar so weit oben die Züge spüren kann.«

»Das Gebäude atmet. Es ist lebendig«, sagte er, als er in die Küche lief.

»Kannst du Musik anmachen?«, rief ich von meinem Platz auf dem zotteligen Teppich.

»Was willst du hören?« Seine Stimme klang zinnern.

»Irgendwas.« Meine Ohren waren noch voll vom Techno aus dem Club, und alles hörte sich unscharf und merkwürdig an. »Egal was, ich kann meine Gedanken hören.«

»Oh, das wollen wir nicht«, sagte er, und obwohl ich einen House Track erwartete, war es David Bowies *Rebel Rebel*, das im Raum ertönte. Ich lächelte; es war eins meiner Lieblingslieder. Er kam mit zwei White Russians zurück, die er mit Sojamilch zubereitet hatte. »Sie schmecken nicht mal nach Alkohol. Was ich liebe.«

Er trug immer noch diese rote Sonnenbrille. Von meiner Perspektive vom Teppich aus sah er lächerlich aus.

»Komm jetzt runter«, sagte ich.

»Noch nicht.« Er machte eine komische Bewegung mit seinen Händen und verschwand wieder Richtung Küche. »Wir müssen unsere Nasennebenhöhlen mit Amphetaminen auffrischen.«

Ich stand auf, um einen Schluck vom cremigen, bitteren Getränk zu nehmen, und lief zu seinem Bücherregal. Amerikanische und russische Belletristik, Bücher über Architektur, Fotobände, obskure Philosophie und sogar ein paar Fantasyromane mit schrulligen Covern. Drei Kopien seines eigenen Buchs, *Ceremony*, zwei im englischen Original und eins in der deutschen Übersetzung. Mit dem Zeigefinger strich ich über seinen Namen, der

auf dem grünen Buchrücken eingeprägt war. Ich hatte es nicht gelesen. In der obersten Reihe seines Bücherregals standen eine alte SR-Kamera – eine Canon – und ein kleiner Tierschädel, den ich nicht identifizieren konnte.

»Du fotografierst?«, fragte ich, als er zurückkehrte. In der Hand hielt er eine blaue Porzellanfliese, die mit kleinen weißen Milchmädchen verziert war. Er hatte sich einen braunen Pulli übergezogen, und seine Schultern wirkten breiter und kräftiger als zuvor. Mein Verlangen nach ihm war zwar neu, aber bereits so intensiv, dass es sich fast wie Hass anfühlte.

»Nicht wirklich«, sagte er und zog eine Line. Jedenfalls nicht mehr. »Heutzutage mache ich lieber Musik. Aber Jobs sind nicht so wichtig, oder?«

»Also hast du aufgehört zu schreiben?«

»Wieso interessiert dich das so sehr? Ich mag euch Partygirls, weil es euch normalerweise egal ist.«

»Ich bin neugierig.«

»Arbeit ist für die Schwachen. Ich glaube da nicht so sehr dran.«

»Aber ist nicht das, was wir außerhalb vom Feiern machen, am intimsten? Deswegen sind wir doch da, oder nicht? Um zu vergessen, was uns stört.«

»Ich bin anderer Meinung. Das ist ganz falsch – ich bevorzuge es, für die Party zu leben.« Er lächelte und zog die Kette unter seinem Rollkragenpulli hervor. »In einer kapitalistischen Gesellschaft ist die Arbeitslosigkeit das Radikalste, was man tun kann. Und die Party – der Untergrund der Welt –, da lassen wir das Es heraus und leben unsere wirkliche Lust aus. Was ist denn authentischer als dein innerstes Verlangen? Fremde in der Dunkelheit zu ficken – das ist interessant.«

»Also bist du arbeitslos.«

»Sehr witzig«, sagte er. »Ich arbeite an einem Buch über Architektur.«

»Das klingt cool.«

»Tut es das?«

»Na ja, ich liebe Gebäude«, sagte ich blöd. Ich setzte mich neben ihn auf die abgenutzte Stelle auf dem Sofa. Als ich meinen Kopf über den Tisch beugte, um eine Nase zu ziehen, bemerkte ich, dass er dunkelgraue Hausschuhe trug. Und wie immer, wenn ich mir der Verletzlichkeit einer anderen Person bewusst wurde, machte ich einen Witz, aber er ignorierte mich.

Mit seinem Zeigefinger tippte er auf meine Stirn und fragte: »Und was ist die Dunkelheit da drinnen?«

»Oh, darüber spreche ich nicht.«

»Jetzt versuchst du, geheimnisvoll zu sein.«

»Nein.« Ich schmunzelte. »Ich bin einfach nur Studentin. Philosophie und Kunstgeschichte.«

»Hm. Und du bist eine echte Berlinerin?«

Ich nickte.

»Wie war es, hier aufzuwachsen?«

Ich erinnerte mich an die Spinnenweben über der kaputten Lampe im Aufzug. Insekten, die unglaublicherweise in dieser Lampe lebten. Und Tage, an denen ich vor irgendwelchen Büros und Jobcentern wartete, wo ich Dokumente für meine Eltern übersetzen sollte. Das Gewirr von Silberfischchen in unserem Badezimmer, die Morgendämmerung an der Bushaltestelle, die Stimme meiner Mutter wie ein Stern, der das Land meiner Kindheit beleuchtete.

»Gut«, sagte ich. »Es war gut.« Es war eine Krankheit. Die Lügen sprudelten einfach aus mir heraus: Ich erzählte

ihm, dass wir in einem Haus in Rudow lebten, dass mein Vater glücklich und gesund war, dass wir einen Garten hatten. In meine Erfindungen baute ich Wahrheiten ein: das Mädcheninternat, die matten Longchamp-Taschen der Mitschülerinnen, den Lateinlehrer, der von *Deus ex machina* besessen war, Trauerweiden, Kanäle und den alten, sterbenden Priester, der mich immer *Nina* nannte. Die weiten Wiesen um Rosenwald, Kopfsteinpflaster auf den Straßen, die von einer gotischen Struktur zur nächsten führten, unser mittelalterliches Schulgebäude, das einst katholische Schwestern bewohnt hatten. Er lachte und verglich es mit seiner eigenen Highschool mit Vinylböden und Schließfächern aus Metall, und dann redeten wir über europäische Architektur.

»Ich liebe die Idee, aber ästhetisch gesehen waren Sozialgebäude ein großer Fehler.« Seine Finger glitten über mein schwarzes Kleid und strichen den günstigen Samt glatt. »Ich meine, wo bleibt die Schönheit? Wer will bitte in einem brutalistischen Kasten wohnen?«

»Niemand.« Ich erwähnte nicht, dass ich in einem solchen Kasten groß geworden war. Er streifte mir einen Ärmel von der Schulter. Ich probierte den Satz in meinem Kopf aus, bevor es überhaupt geschehen war: *Ich habe mit Marlowe Woods geschlafen*. Marlowe Woods, der berühmte Schriftsteller. Ich berührte seinen Kiefer und rückte ihm näher, sodass ich ihn riechen konnte: das Kaugummi, das rosa Pfeffer seines Parfüms. Die faulige Süße des Alkohols. Er legte eine Hand auf mein Bein, streichelte die Innenseite meines Oberschenkels.

»Oh«, sagte ich und sank tiefer in die Couch. Seine Hand wanderte meine Taille hoch, und dann umkreiste er meine Brustwarze durch mein Kleid.

»Wie alt bist du?« Er nuskelte und zog mit der anderen Hand meinen Zopf runter.

»Ich werde in einer Woche neunzehn.«

»Ist das die Wahrheit?«

»Muss ich dir meinen Ausweis zeigen?«

Und als er mich an meinem Haar näher an sich heranzog, sagte er: »Du musst nur wissen, dass ich 36 Jahre alt bin.«

»Das ist okay.« Es überraschte mich, wie klein und rau meine Stimme klang. Ich hatte noch nie mit einem älteren Mann geschlafen, aber alle meine Freunde hatten es schon getan – es wirkte wie ein Ritual des Erwachsenwerdens. »Es ist sogar attraktiv.«

Das Licht war blau, und er fasste mich an, und ich ließ ihn. Wir machten rum, es war klebrig und hemmungslos, so wie es eben ist, wenn man high ist, und ich streifte die Jacke und mein Kleid ab. Ich trug nicht zusammenpassende Unterwäsche, einen Bralette aus roter Spitze, den ich bei H & M geklaut hatte, sowie einen schwarzen Slip unter der Nylonstrumpfhose, und er nahm sich einen Moment lang Zeit, um mich einfach anzustarren. Es war schon wieder dieser Blick aus dem Magazin, in seinen Augen lag etwas Hungriges und Unverschämtes. Ich wartete darauf, dass er sich auszog, aber das Einzige, was er entfernte, waren die Hausschuhe.

»Du solltest nicht in solche Clubs gehen«, sagte er. »Es ist nicht gut für dich.«

Seine langen Finger waren überall – auf meinem Gesicht und meiner Taille, meinen Oberschenkeln. Er atmete in meinen Nacken und drängte seine Hand in meinen Mund. Ich stöhnte leise.

»Halt die Klappe.«

Ich wollte sterben. Marlowe war nicht die erste Person, die mich angefasst hatte – da war natürlich Felix, der mich dazu gezwungen hatte, Adorno zu lesen, und junge Männer auf den Rücksitzen von Autos und in ekelhaften, dunklen Clubtoiletten, und ein Mädchen mit unglaublichen Brüsten, das einen Sommer lang ihr Bett und ihr Orangenshampoo mit mir teilte, aber es war irgendwie anders mit ihm. Das langsame Tempo seiner Hände, die Drogen, die jede Sensation intensivierten. Fiebrig löste ich mich von ihm, aber als ich nach seiner Gürtelschnalle griff, stieß er meine Hand weg.

»Nein«, sagte er. »Ich entscheide, wann ich dich ficken will.« Ich war vollkommen nervös und gelassen zugleich.

»Okay«, sagte ich und vermutete, dass meine Rolle darin bestand, nachzugeben. Er war nicht wie Felix mit der geringen Libido, der sich vor meinem unaufhörlichen Hunger nach Nähe ekelte. Aber er war auch nicht wie die Kerle, mit denen ich Felix betrogen hatte – die jungen Männer, die sich die Hosen vom Leib rissen und Sex wie einen Drive-in behandelten. Nein, Marlowes Zurückhaltung war suggestiv. Fast schon elegant, wäre da nicht dieses Grinsen. Unsicher, ob ich in seiner Fantasie mitspielte oder er in meiner, lächelte ich.

»Du bist so ein gutes Mädchen«, sagte er. Die Demütigung brannte in meinen Wangen. »Du musst nur warten.«

Ein paar Minuten später stand er auf, und sein Gesicht verfinsterte sich, als ob nichts Anstößiges zwischen uns passiert wäre, und ich wusste, dass er von mir erwartete, mit niemandem darüber zu sprechen. Dass dies jetzt unser Geheimnis war. Langsam kehrten meine Gedanken

zu mir zurück, und mit ihnen das Bewusstsein meines Körpers. Beschämt ging ich ins Bad, um mich wieder anzuziehen. Ich hatte immer das Gefühl, dass das Anziehen intimer war als das Ausziehen – ich wollte nicht, dass er sieht, wie ich mir meine Rüstung anlege. Zurück im Wohnzimmer tanzte er in Zeitlupe zu einem Song, von dem er sagte, er sei von der Band Cream.

»Eine der besten Platten, die je gemacht wurden.«

Ich hatte das Album noch nie gehört und nickte nur. Er war unbeholfen, seine Bewegungen zu träge, als würde er auf Beruhigungsmitteln einen Ausdruckstanz vorführen, und die Stille zwischen uns schwoll mit den zähen Gitarrensaiten an.

»Ich glaube, ich sollte gehen«, sagte ich, weil ich begann, mich nutzlos zu fühlen.

»So ein Nonsens. Ich bin noch nicht fertig mit dir.«

Das war es, was ich zu hören gehofft hatte. Ich dachte, vielleicht würden wir jetzt Sex haben, also setzte ich mich auf die Couch und wartete. Er ging aus dem Zimmer, und ich hörte seinen Husten, das Schließen von Türen. Es gab eine zweite Ebene in der Wohnung, die nicht über eine Treppe, sondern über eine weiß gestrichene Leiter verbunden war. Es war die Art von Innenarchitektur, die ich liebte – Kronenstuck, alte Flure, die nach Moschus und Staub rochen, ein Vorderhaus und ein Hinterhaus. In der Mitte der Innenhof, gerade groß genug für eine Feuerspritze. Manchmal glaubte ich, dass ich es riechen konnte, das Parfüm derjenigen, die hier vor einhundert Jahren gelebt hatten, als Kutschen noch ein Teil des Stadtbilds waren. Die Phantomhufe, die traurigen Mülltonnen und Spielplätze, wie auf Zeichnungen von Heinrich Zille: *Man kann einen Menschen mit einer Axt erschlagen,*

man kann ihn aber auch mit einer Wohnung erschlagen ...

Als ich aus meinem Tagtraum erwachte, fühlte sich alles warm und weich an. Er platzierte ein Glas Wein auf dem Tisch. Die Jalousien waren geöffnet, es schneite leicht.

»Es ist seltsam«, sagte er. »Bis zu meinem fünfzehnten Lebensjahr hatte ich noch nie irgendwo Schnee gesehen, außer auf einem Berg.«

Er erzählte mir, dass er in Nordkalifornien groß geworden war. Er wollte immer Schriftsteller werden, aber dann starb seine Mutter, und es fiel ihm schwer, auch nur einen Satz zu formulieren. Perioden des Hedonismus, der Ungewissheit. Aber hier war er nun, in seiner eigenen Wohnung.

»Ich habe es mit meinem Ersparten gekauft«, sagte er. Seine Mutter starb, als er sechzehn war, und mit einundzwanzig starb sein Vater. Ein paar Jahre später kehrte der Schreibimpuls der Kindheit zurück. Er schrieb sein einziges Buch *Ceremony* über die schwierige Ehe der Eltern, den Alkoholismus seines Vaters, den Krebs seiner Mutter, die Pferde, die Fabeln, mit denen er groß geworden war. Deutsch war die einzige andere Sprache, die er beherrschte, außer etwas Spanisch. Die Kamera hatte seiner Mutter gehört; sie war eine Hobbyfotografin, die immer das Familienleben dokumentierte. Es war ihr Erbe, das ihn hierhergebracht hatte. Der Erfolg, sagte er, war unerwartet. Drei Jahre lang musste er nicht arbeiten; er lebte von Tantiemen und Honoraren. Von Kalifornien zog es ihn nach London, dann nach Spanien, dann nach Berlin.

»Und jetzt?«



»Man muss kreativ sein ... und ich habe einen Vorschuss für das nächste Buch.«

Ich erinnerte mich daran, mal in einem Internetforum gelesen zu haben, dass Amerikaner es für unhöflich hielten, über Geld zu sprechen. Als ich ihm sagte, dass meine Mutter auch tot war, dass sie starb, als ich sechzehn Jahre alt war, öffnete sich sein Gesicht mit einer fast unerträglichen Verletzlichkeit, die ich auch schon bei anderen Waisen und Halbwaisen entdeckt hatte, so als ob wir durch verschiedene Türen in die gleiche Besserungsanstalt der Trauer geführt werden würden, und vielleicht war es wahr – vielleicht teilten wir wirklich alle die gleiche alltägliche Trauer.

»Es löst etwas aus dir heraus. Aber das hast du schon verstanden. Das kann ich sehen.« Danach sagte er nicht mehr viel, und dafür war ich dankbar.

»Weißt du«, sagte ich, um das Thema zu wechseln. »Ich habe noch nie den Ozean gesehen. Oder das Meer. Wir waren mal auf Klassenfahrt in Italien, aber nur in Rom, also habe ich sogar dort nie die Küste gesehen. Ich war noch nicht mal an der Nordsee. Es klingt kindisch, ich weiß.«

»Das lässt sich einrichten.« Er zwinkerte. »Und es klingt überhaupt nicht kindisch. Nur provinziell.«

»Na toll.«

»Und was willst du werden, wenn du groß bist? Philosophin, ja?«

»Witzig, dass du fragst. Ich will Künstlerin werden.« Nichts in meinem Leben sagte ich mit so viel Ernsthaftigkeit wie das, für nichts wurde ich mehr verspottet. Damals wollten alle Künstler werden – vor allem die Typen in meinem Alter, mit denen die coolen Berliner Mädchen

zusammen waren. Typen, die es in den letzten Jahren zu ein wenig Berühmtheit gebracht hatten, die The Smiths hörten und Röhrenjeans liebten und abgenutzte Exemplare von *Der Steppenwolf* in ihren Jutebeuteln überall hinschleppten und alle ihre Freundinnen betrogen – aber ich besaß die Idiotie der Unerfahrenen, die mich an meine Überlegenheit glauben ließ. Und vielleicht wollte ich mich ihm gegenüber beweisen. »Ich werde Fotografin.«

»Ich glaube dir«, sagte er, und ich lachte wieder laut, weil ich es nicht gewohnt war, dass man mich ernst nahm.

»Komm mal mit nach oben«, sagte er nach einer Weile. »Ich würde dich gerne fotografieren. Es ist Zeit, Muse zu werden.«

Ich kletterte die Leiter hinter ihm hoch, die in ein großes Zimmer mit schrägen Decken führte. Die Holzdielen waren weiß bemalt. Eine Matratze auf dem Boden, daneben ein Hocker, der als Nachttisch diente, auf dem ich einen Roman von Proust erkannte, Ohrstöpsel, eine gläserne Wasserflasche sowie eine Bierdose. An der Wand standen Kommoden und ein kleiner Tisch. Er holte eine weitere Spiegelreflexkamera hervor und befahl mir, mich auf die Matratze zu setzen.

»Tolle Minolta«, sagte ich.

»Wer hat dir das mit den Kameras eigentlich beigebracht?« Er nahm den Objektivdeckel ab und spielte mit den Einstellungen herum.

»Ach, niemand.« Am Fußende der Matratze schlug ich die Beine übereinander und dachte an meinen Vater, der auch eine alte Minolta besaß, die immer noch unter seinem Bett lag und Staubschicht ansammelte.

Er kam herüber, schob mein Kleid hoch und sagte mir, ich solle meinen Kopf zur Seite drehen.

»Ich hasse meine Nase.«

»Ist mir egal.« Er machte drei oder vier Aufnahmen. Kein Blitz. Das Klicken des Kameraverschlusses. Trotzdem zitterte ich und schloss bei der letzten Aufnahme die Augen. Dann wechselten wir die Position, und ich fotografierte ihn, wie er vor dem Bett stand. Er schaute weg, lächelte nicht. Neigte den Kopf nach rechts. Er war ruhig und beherrscht, und ich hatte das Gefühl, als würde er das Bild komponieren und nicht ich. Dann sah ich durch das Fadenkreuz des Diopters, wie er aufstand, langsam auf mich zuging und mir kurz vor dem Klicken des Auslösers die Kamera aus der Hand riss.

»Genug jetzt.« Er seufzte und ging zum Fenster, kippte es an, und die kalte Luft drang in das Zimmer. Seite an Seite betrachteten wir sie, die Stadt von seiner Wohnung aus, hoch über allem anderen. Die Aussicht war spartanisch – andere Dächer, der Innenhof, ein paar Fahrräder, die Balkons leuchteten blau und grau, aber er sagte, es war die Idee, die zählte – dass die Abwesenheit der Stadt ihre Macht implizierte, dass ein Teil repräsentativ für das Ganze war. Acht Stunden: Acht Stunden waren vergangen, seitdem ich hierhergekommen war, die Zeit, die es für die Fertigstellung der ersten bekannten Fotografie gebraucht hatte. Niépces *Blick aus dem Arbeitszimmer in Le Gras*, eine schwere Zinnplatte ätzendes Licht, die Schicht aus Judäa-Bitumen.

»Ich wünschte, ich könnte über ihn schreiben«, sagte er. »Nichts ist so perfekt wie Schnee.«

»Du kannst doch über ihn schreiben.«

»Oh Bunny.« Er streichelte mir über den Kopf. »Das sagst du nur, weil die Welt dich noch nicht gebrochen hat. Aber das wird sie, glaub mir.«

»Ja klar.« Ich lachte.

»Aber guck dir dieses Weiß an«, sagte er mit einer merkwürdigen Dringlichkeit in seiner Stimme. »Man könnte alles damit machen, es ist so schutzlos.«

Natürlich wusste ich damals nicht, was er damit meinte.

## DREI

An diesem ersten Sonntag schliefen wir nicht miteinander, aber als ich mich verabschiedete, ließ er mir seinen Wollmantel, und im Gegenzug gab ich ihm meine Handynummer. Er sagte, wir würden uns wiedersehen, und auf dem Weg zur Haltestelle durchflutete mich ein eigenartiges Glücksgefühl. In der Bahn fischte ich lose Zigarettenfilter und einen Kassenbon für Tomaten aus der Manteltasche. Ein verfallenes Einzelticket, das ich als Souvenir behielt. Die Gebäude zogen vorbei, eines nach dem anderen, ihre Schatten von Schnee bedeckt. Sirenen. Cafés voller ernster Gesichter, Dönerläden, Spätis, Leute, die Wein tranken und zu Abend aßen, und dazwischen, überall, war ein Mohammed oder ein Ali oder eine Aisha, die versuchten klarzukommen. Ich war auf so viel Speed, dass die Bahnfahrt mich zunehmend paranoid machte, also versteckte ich mich hinter meiner Sonnenbrille, aber unter der Angst glühte die Wut wie ein uraltes Stück Kohle, das von der Grausamkeit meines Schicksals entfacht wurde. Ja, ich war auf dem Weg zurück in das Leben, von dem ich dachte, dass es nicht das meine sein sollte.

Als ich in unserem Betonviertel ankam, stellte ich mich kurz in den Eingang eines Gebäudes und benetzte meine Zunge mit drei Spritzern Mundspray und besprühte

mein Haar mit Parfüm. Ich nahm den Aufzug in die siebte Etage und drehte mit der Präzision eines Chirurgen den Schlüssel im Schloss. Ich musste es in mein Zimmer schaffen, das ganz hinten auf der linken Seite des schmalen Flurs lag, und dann zurück ins Badezimmer. Es gab keine Möglichkeit, meinem Vater auszuweichen, der im Wohnzimmer saß, also versuchte ich es erst gar nicht.

»Oh, da ist sie, unsere Berühmtheit«, sagte er mit hochgezogenen Augenbrauen. Sieh an, wie sie sich herablässt, nach Hause zu kommen. Was für eine Ehre. Er trug einen ausgeleierten Strickpulli und die grünen Pantoffeln, die ich ihm mit elf Jahren geschenkt hatte. Ein persisches Musikvideo flimmerte im Fernsehen.

Ich sagte nichts und schnürte seelenruhig meine Stiefel auf.

»Wo warst du? Warum hast du mich nicht zurückgerufen? Du wirst mir noch einen Schlaganfall verpassen, genau wie deiner Mutter.«

»Tut mir leid. Aber jetzt bin ich ja hier, oder nicht.« Ich hatte mein Handy das ganze Wochenende ignoriert.

»Und wessen Mantel ist das?«

»Romys.«

»Ziemlich groß für sie, oder?« In seinen grünen Augen, die in dem vorzeitig gealterten Gesicht versunken waren, funkelte Gemeinheit. Ich konnte das ängstliche Beben in seiner Stimme hören, das Beben, das mich an ein Messer erinnerte, das Beben, das mir signalisierte, dass er nicht wusste, was mit mir passierte.

»Bist du irgendwem über den Weg gelaufen?« Seitdem mein Vater herausgefunden hatte, dass ich feiern ging, ging es ihm eher darum, dass ich nicht von den Onkeln und Tanten aus der Nachbarschaft entdeckt wurde, als

darum, dass ich tatsächlich feierte. In einem afghanischen Haushalt konnte man alles tun, solange es geheim gehalten wurde.

»Keine Sorge«, sagte ich. »Ich bin immer noch ein ehrenhaftes Mädchen.«

Nachdem ich mich im Badezimmer eingeschlossen hatte, legte ich mir drei Finger tief in den Rachen und kotzte den letzten Wein direkt in die Keramikschüssel. Es war ein Versuch, nüchterner zu werden, und meistens funktionierte es. Ich zog mich komplett aus und setzte mich auf den Rand der Badewanne, die sich mit Wasser füllte. So saß ich da, eine kleine dunkelhaarige Figur im Wasserdampf, und betrachtete mich in dem antiken Ganzkörperspiegel, den ich vor einigen Jahren auf einem Flohmarkt gekauft hatte, als ich noch glaubte, diesen Ort verschönern zu können. Zwei glänzende Teppichkäfer krabbelten den Goldrahmen entlang. Mein Vater hatte seit dem Tod meiner Mutter vor zwei Jahren aufgehört, die Wohnung zu putzen. Aber wovor ich mich in diesen Momenten fürchtete, waren nicht die Haare im Waschbecken oder die überall verstreuten Flaschen, Servietten und OP-Handschuhe, sondern dass ich alleine war und dieses pochende Geräusch in meinem Kopf zurückkehrte, und es war nicht der Techno von vorher oder die Stimmen meiner Freunde, es war ein Geräusch, das so alt war, dass es schon immer da gewesen war, schon vor meiner Geburt, und irgendwann muss ich mich darauf eingestellt haben und konnte es jetzt, für den größten Teil meines Lebens, nicht mehr ausblenden. Und dann war da dieses unvermeidliche Gefühl der Einsamkeit, weil es niemanden gab, mit dem ich darüber reden konnte, nicht Romy

oder Anna in der sauberen WG mit den Leinenservietten, nicht mein Vater hinter der Wand, nicht Marlowe. In diesen Momenten dachte ich an die glatzköpfigen Männer im Bunker, und ich fragte mich, was sie wohl fühlten, denn manchmal glaubte ich, das Gleiche zu fühlen.



## VIER

*Gut*, sagte ich zu Marlowe. Aber ich hätte auch das sagen können: Berlin ist erdrückend. Die Stadt ist einzigartig und historisch und niederschmetternd. Und ich wurde direkt in ihrem Ghettoherzen geboren, als kleine, großäugige Ratte, die einige Monate nach der Wiedervereinigung das Licht der Welt erblickte. Meine Geburt war die Konsequenz einer langen Kette geopolitischer Ereignisse, die damit begann, dass Zbigniew Brzeziński, der Sicherheitsberater der Vereinigten Staaten, Afghanistan als Schachfigur betrachtete, um seine Heimat Polen zu retten, und ein Jahrzehnt später damit endete, dass die Russen ihre Panzer wieder gen Norden rollten, allmählich den Niedergang der UdSSR akzeptierend. GRAVEYARD OF EMPIRES, hieß es in den Schlagzeilen. *Graveyard of empires*, öffneten wir nach, nicht ganz ohne Stolz. Meine Eltern stammten aus Kabul, der Hauptstadt, genauso wie ihre Eltern und deren Eltern davor. Unser Genpool beinhaltete ein Gemisch aus jeder einzelnen Nation, die jemals in Afghanistan einmarschiert war: Iran und Nordindien, die DNA der von Heimweh zerfressenen Soldaten aus Kasachstan, der Mongolei und sogar aus Britannien.

In Deutschland erforderte es einen Säugling als Grund, um die Abschiebungen kurzzeitig auszusetzen, und so begann ich als Zellklumpen, der sich wütend im Ute-